

Kass Morgan · Die 100: Tag 21

Kass Morgan

DIE
100
TAG 21
ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Michaela Link

heyne>fliegt

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
The 100: Day 21 bei Little, Brown and Company, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2014 by Alloy Entertainment
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Key Artwork © 2014 Warner Bros. Entertainment Inc.
All Rights Reserved
Redaktion: Lars Zwickies
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: CPI books GmbH

ISBN: 978-3-453-26950-7
www.heyne-fliegt.de

*Für meine Eltern und Großeltern, die mich gelehrt haben,
sowohl die Welt als auch die Worte mit Staunen zu betrachten*



Wells

Keiner wollte direkt am Grab stehen. Obwohl sie schon sechs von ihren Leuten auf dem provisorischen Friedhof begraben hatten, verstörte es den Rest der Hundert immer noch, einen Leichnam in der Erde zu versenken.

Es wollte auch keiner mit dem Rücken zu den Bäumen stehen. Seit dem Angriff reichte ein knackender Ast aus, um die verängstigten Überlebenden zusammenzucken zu lassen. Und so standen die verbliebenen Menschen, die sich versammelt hatten, um Asher Lebewohl zu sagen, in einem dicht gedrängten Halbkreis und ließen die Blicke zwischen dem Toten auf dem Boden und den Schatten im Wald hin und her huschen.

Auch das tröstliche Knistern des Feuers fehlte. Seit gestern war ihnen das Feuerholz ausgegangen, und niemand wollte sich hinauswagen, um Nachschub zu holen. Wells wäre selbst gegangen, aber er war damit beschäftigt gewesen, das

Grab auszuheben. Auch für diesen Job hatte sich außer einem großen, stillen Arcadier namens Eric niemand freiwillig gemeldet.

»Sind wir sicher, dass er wirklich tot ist?«, flüsterte Molly und wich vor dem tiefen Loch zurück, als fürchte sie, dass es sie ebenfalls verschlingen könnte. Sie war erst dreizehn und hatte bis zum Brand des Lagers noch jünger ausgesehen. Wells hatte ihr nach dem Absturz geholfen und Tränen und Asche von den rundlichen Wangen gewischt. Jetzt war das Gesicht des Mädchens mager, beinahe ausgezehrt, und sie hatte einen Schnitt auf der Stirn, der aussah, als sei er nicht richtig gesäubert worden.

Wells' Blick zuckte unwillkürlich zu Ashers Hals hinüber, zu der klaffenden Wunde, wo der Pfeil dem Jungen die Kehle durchbohrt hatte. Seit Ashers Tod und dem plötzlichen Erscheinen der geheimnisvollen Gestalten auf dem Bergrücken waren zwei Tage vergangen. Diese Ereignisse hatten alles auf den Kopf gestellt, was man den Kolonisten erzählt hatte und was sie zu wissen glaubten.

Sie waren als lebendige Versuchsobjekte auf die Erde geschickt worden, als die ersten Menschen, die seit dreihundert Jahren einen Fuß auf den Planeten setzten. Aber sie hatten sich geirrt. Einige waren nie fort gewesen.

Es war alles so schnell gegangen. Wells hatte gar nicht begriffen, dass etwas nicht stimmte, bis Asher röchelnd zu Boden gestürzt war, die Hände verzweifelt um den Pfeil in seiner Kehle geklammert. Sofort war Wells herumgewirbelt – und hatte sie gesehen. Nur als Silhouetten vor dem Hintergrund der untergehenden Sonne erkennbar, hatten die

Fremden wie Dämonen gewirkt. Wells hatte ungläubig die Augen zusammengekniffen und fast erwartet, dass die Gestalten verschwinden würden. Sie konnten einfach nicht real sein.

Aber Halluzinationen schossen nicht mit Pfeilen.

Wells hatte Asher dorthin getragen, wo sie die Reste ihrer medizinischen Ausstattung lagerten. Aber es hatte keinen Sinn gehabt. Bevor Wells auch nur einen Verband hervorgekramt hatte, war Asher bereits tot gewesen.

Wie konnte es *Menschen* auf der Erde geben? Das war unmöglich. *Niemand* hatte die Stunde Null überlebt. Das war eine unbestrittene Tatsache und so fest in Wells' Hirn eingepflanzt wie die Gewissheit, dass Wasser bei null Grad Celsius gefror und dass die Planeten die Sonne umkreisten. Doch er hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Menschen, die hundertprozentig nicht mit dem Transporter aus der Kolonie gekommen waren. *Erdgeborene*.

»Er ist wirklich tot«, sagte Wells zu Molly und stand erschöpft auf, bevor ihm klar wurde, dass fast alle anderen ihn ansahen. Noch vor ein paar Wochen wären diese Blicke voller Misstrauen und sogar unverhohlener Verachtung gewesen. Niemand hatte geglaubt, dass der Sohn des Kanzlers tatsächlich verurteilt worden war. Es war ein Leichtes für Graham gewesen, sie davon zu überzeugen, dass Wells geschickt worden war, um für seinen Vater zu spionieren. Doch nun sahen ihn alle erwartungsvoll an.

In dem Chaos nach dem Feuer hatte Wells Teams gebildet, um die verbliebenen Vorräte zu sammeln und feste Unterkünfte zu bauen. Sein Interesse an der Architektur auf der

Erde, einst Quelle des Ärgers für seinen pragmatischen Vater, hatte Wells in die Lage versetzt, drei Holzhütten zu entwerfen, die jetzt mitten auf der Lichtung standen.

Wells schaute zum dunkler werdenden Himmel hinauf. Er würde alles dafür geben, dem Kanzler diese Hütten zu zeigen. Nicht um irgendetwas zu beweisen – nachdem er gesehen hatte, wie sein Vater auf dem Startdeck angeschossen wurde, war Wells' Groll schneller verblasst als die Wangen des Verwundeten. Jetzt wünschte er nur noch, dass sein Vater eines Tages Gelegenheit bekommen würde, die Erde sein Zuhause zu nennen. Der Rest der Kolonie sollte sich ihnen eigentlich anschließen, sobald die Bedingungen auf der Erde als sicher galten, aber es waren schon einundzwanzig Tage verstrichen, ohne dass am Himmel irgendetwas zu sehen gewesen wäre.

Als Wells wieder zu Boden schaute, kehrten seine Gedanken zu der vor ihm liegenden Aufgabe zurück: dem Jungen Lebewohl zu sagen, den sie gleich an einen noch viel dunkleren Ort schicken würden.

Ein Mädchen neben ihm zitterte. »Können wir das Ganze etwas beschleunigen?«, fragte sie. »Ich will nicht die ganze Nacht hier stehen.«

»Pass ja auf deinen Ton auf«, blaffte ein anderes Mädchen namens Kendall zurück und verzog dabei ihren zarten Mund voller Missbilligung. Zuerst hatte Wells angenommen, dass sie auch eine Phoenizierin war, aber irgendwann hatte er begriffen, dass sie sich ihren hochmütigen Blick und ihre Sprechweise nur von den Mädchen, mit denen Wells aufgewachsen war, abgeguckt hatte. Viele junge Waldenerinnen

und Arcadierinnen taten das, aber er war noch nie jemandem begegnet, der es so gut hinbekam wie Kendall.

Wells sah sich nach Graham um, dem einzigen anderen Phoenizier außer Wells und Clarke. Er überließ Graham sonst nur ungern die Kontrolle über die Gruppe, doch der Junge war mit Asher befreundet gewesen und damit besser geeignet, bei dessen Beerdigung zu sprechen, als Wells. Aber sein Gesicht war eines der wenigen, die in der Menge fehlten – neben dem Clarkes. Sie war direkt nach dem Feuer zusammen mit Bellamy aufgebrochen, um nach dessen Schwester zu suchen, und hatte nichts außer der Erinnerung an die sechs vernichtenden Worte zurückgelassen, die sie Wells vor ihrem Verschwinden an den Kopf geworfen hatte: *Alles, was du anfasst, zerstörst du.*

Ein Knacken ertönte aus dem Wald, und die Menge keuchte erschrocken auf. Ohne nachzudenken zog Wells Molly mit einer Hand hinter sich und ergriff mit der anderen eine Schaufel.

Einen Moment später trat Graham in Begleitung von zwei Arcadiern – Azuma und Dimitri – und einer Waldenerin namens Lila auf die Lichtung. Die drei Jungen hatten die Arme voller Holz, und auch Lila trug ein paar Äste.

»*Dahin* sind also die anderen Äxte verschwunden«, bemerkte ein Waldener namens Antonio und beäugte die Werkzeuge, die Azuma und Dimitri sich über die Schultern gelegt hatten. »Die hätten wir heute Nachmittag gut gebrauchen können.«

Graham zog eine Augenbraue hoch, während er die neueste Hütte begutachtete. Sie bekamen den Bogen langsam raus;

diesmal war das Dach dicht, sodass es nachts viel wärmer und trockener sein würde. Doch keine der Hütten hatte Fenster – sie hatten weder Glas noch einen brauchbaren Ersatz dafür.

»Vertrau mir, das hier ist wichtiger«, entgegnete Graham und hob den Stapel Holz in seinen Armen hoch.

»Feuerholz?«, fragte Molly.

Graham schnaubte verächtlich. »Nein, *Speere*. Ein paar Holzhütten werden uns nicht ausreichend schützen. Wir müssen uns verteidigen. Wenn diese Schweinehunde das nächste Mal aufkreuzen, sind wir auf sie vorbereitet.« Sein Blick fiel auf Asher, und ein ungewohnter Ausdruck huschte über sein Gesicht. Seine gewohnte Fassade aus Wut und Arroganz hatte Risse bekommen und so etwas wie echte Trauer dahinter offenbart.

»Willst du kurz zu uns kommen?«, fragte Wells mitfühlend. »Ich dachte, wir könnten ein paar Worte für Asher sagen. Du hast ihn gut gekannt, also möchtest du vielleicht gern ...«

»Es scheint, als hättest du alles im Griff«, unterbrach Graham ihn und vermied es, Ashers Leichnam anzusehen, während er Wells' Blick standhielt. »Mach einfach weiter, Kanzler.«

Erst als die Sonne ganz untergegangen war, warfen Wells und Eric die letzten Schaufeln Erde auf das neue Grab, während Priya noch Blumen um das Holzkreuz band. Die anderen waren gegangen, entweder um die Beerdigung nicht mit ansehen zu müssen oder um sich einen Platz in einer der neuen Hütten zu sichern. In jeder davon fanden bequem un-

gefähr zwanzig Personen Platz, dreißig, wenn alle zu müde waren – oder zu durchgefroren –, um sich über Beine zu beschweren, die sich versehentlich über den Haufen aus verkohlten Decken schoben, oder über den einen oder anderen Ellbogen im Gesicht.

Wells war enttäuscht, wenn auch nicht überrascht zu entdecken, dass Lila wieder einmal Graham und seinen Freunden eine der Hütten gesichert hatte und einige jüngere Kinder zitternd und ängstlich in der Kälte auf der dunklen Lichtung stehen ließ. Selbst unter dem Schutz einiger freiwilliger Wachen stand niemandem, der draußen blieb, eine geruh-same Nacht bevor.

»Hey«, sagte Wells, als Graham mit einem seiner fast fertigen Speere an ihm vorbeiging. »Da du und Dimitri die zweite Wachschicht übernehmt, wie wäre es, wenn ihr zwei draußen schlafen würdet? Dann ist es leichter für mich, euch zu finden, wenn meine Schicht vorbei ist.«

Bevor Graham antworten konnte, kam Lila herbeigeschlen-dert und hakte sich bei Graham unter. »Du hast versprochen, heute Nacht bei mir zu bleiben, du weißt doch noch? Ich habe zu viel Angst, um allein zu schlafen«, fügte sie mit rau-chiger Stimme hinzu, die sich sehr von ihrer gewohnten schnippischen Sprechweise unterschied.

»Tut mir leid«, sagte Graham achselzuckend zu Wells. Sein selbstgefälliges Grinsen sprach Bände. »Ich hasse es, meine Versprechen nicht zu halten.« Graham warf Wells sei-nen Speer zu, den er mit einer Hand auffing. »Ich übernehme morgen Nacht deine Schicht, wenn wir bis dahin nicht alle tot sind.«

Lila schauderte. »Graham«, tadelte sie. »Sag so was nicht!«
»Keine Sorge, ich beschütze dich«, erwiderte Graham und legte den Arm um sie. »Oder ich Sorge wenigstens dafür, dass deine letzte Nacht auf der Erde die beste deines Lebens ist.«
Lila kicherte, und Wells musste sich beherrschen, nicht die Augen zu verdrehen.

»Vielleicht solltet ihr beide draußen schlafen«, schlug Eric vor und trat aus dem Schatten. »Auf diese Weise hat der Rest von uns vielleicht die Chance auf ein wenig Ruhe.«

Graham lachte spöttisch. »Tu nicht so, als hätte ich nicht heute Morgen Felix aus deinem Schlafsack kriechen sehen, Eric. Wenn es etwas gibt, das ich nicht leiden kann, ist es Heuchelei.«

Der Anflug eines seltenen Lächelns huschte über Eric's Züge. »Ja, aber du hast uns nicht gehört.«

»Komm schon«, sagte Lila und zog Graham weiter. »Lass uns gehen, bevor Tamsin unser Bett einem anderen gibt.«

»Willst du, dass ich die Schicht mit dir zusammen mache?«, bot Eric an und betrachtete Wells.

Wells schüttelte den Kopf. »Ist schon gut. Priya ist bereits draußen und checkt die Umgebung.«

»Glaubst du, sie kommen wieder?«, fragte Eric mit gesenkter Stimme.

Wells schaute über seine Schulter, um sich zu vergewissern, dass es keine Lauscher in der Dunkelheit gab, dann nickte er. »Das war mehr als nur eine Warnung. Es war eine Machtdemonstration. Wer immer sie sind, sie wollen uns wissen lassen, dass sie über unsere Anwesenheit hier nicht glücklich sind.«

»Nein. Das sind sie ganz offensichtlich nicht«, antwortete Eric und sah dann über die Lichtung zu der Stelle, wo Asher begraben lag. Mit einem Seufzen sagte er Wells Gute Nacht und ging auf die Gruppe provisorischer Pritschen zu, die Felix und einige andere aus Gewohnheit um die kalte Feuerstelle herum aufgebaut hatten.

Wells platzierte den Speer auf seiner Schulter und drehte sich um, um nach Priya zu suchen. Er hatte erst wenige Schritte gemacht, als er mit jemandem zusammenstieß und ein spitzer Schrei durch die Dunkelheit drang.

»Alles okay?«, fragte Wells und reichte der Gestalt fürsorglich seine Hand.

»Ja, mir geht es gut«, sagte ein Mädchen mit zittriger Stimme. Es war Molly.

»Wo schläfst du heute Nacht? Ich werde dir helfen, dein Bett zu finden.«

»Draußen. In den Hütten war kein Platz mehr.« Ihre Stimme klang ängstlich.

Wells spürte den Drang, sich Graham und Lila zu schnappen und sie in den Fluss zu werfen. »Ist dir warm genug?«, fragte er. »Ich kann dir eine Decke besorgen.« Er würde sie Graham vom Körper reißen, wenn es sein musste.

»Schon gut. Es ist ja ziemlich warm heute Nacht, nicht wahr?«

Wells sah sie fragend an. Die Temperatur war beträchtlich gefallen, seit die Sonne untergegangen war. Er beugte sich vor und legte Molly eine Hand auf die Stirn. Ihre Haut fühlte sich sehr warm an. »Bist du sicher, dass es dir gut geht?«

»Mir ist vielleicht ein wenig schwindelig«, gab sie zu.

Wells presste die Lippen aufeinander. Sie hatten ziemlich viel von ihren Vorräten im Feuer verloren und daher ihre täglichen Rationen beträchtlich verringern müssen. »Hier«, sagte er und griff nach dem Proteinpäckchen in seiner Tasche. »Iss das.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ist schon gut. Ich habe keinen Hunger«, erwiderte sie matt.

Nachdem er ihr das Versprechen abgenommen hatte, ihm Bescheid zu sagen, wenn sie sich am nächsten Tag nicht besser fühlte, machte Wells sich auf die Suche nach Priya. Sie hatten den größten Teil der Medikamente retten können, aber was nützte ihnen das ohne die eine Person, die wusste, wie man sie einsetzte? Er fragte sich, wie weit Clarke und Bellamy inzwischen schon marschiert waren und ob sie irgendeine Spur von Octavia gefunden hatten. Trotz seiner Erschöpfung konnte er die Sorgen nicht verdrängen, als er an die Gefahren dachte, die Clarke im Wald erwarteten. Sie und Bellamy waren vor dem Angriff weggegangen. Sie hatten keine Ahnung, dass dort draußen *Menschen* waren, Erdgeborene, die mit tödlichen Pfeilen kommunizierten.

Er seufzte, als er den Kopf in den Nacken legte und ein stummes Gebet für das Mädchen in den Himmel schickte, für das er unzählige Leben riskiert hatte. Das Mädchen, dessen Augen vor Hass gebrannt hatten, als sie ihm sagte, sie wolle ihn nie wiedersehen.

2

Clarke

Sie waren schon zwei Tage lang gegangen und hatten nie länger als ein oder zwei Stunden am Stück Pause gemacht, um sich auszuruhen. Die Muskeln und Sehnen in Clarkes Beinen brannten, aber Bellamy machte keine Anstalten stehen zu bleiben. Clarke war es egal – eigentlich begrüßte sie den Schmerz sogar. Je mehr sie ihre Muskeln spürte, desto weniger dachte sie an den Schmerz in ihrer Brust und an ihre Freundin, die sie nicht hatte retten können.

Sie holte tief Luft. Selbst mit verbundenen Augen hätte sie sagen können, dass die Sonne untergegangen war. In der Luft hing der schwere Duft der weißen Blüten, die sich nur bei Nacht öffneten und die Bäume aussehen ließen, als hätten sie sich zum Dinner umgezogen. Clarke hätte gern gewusst, welchen evolutionären Vorteil die seltsamen Blumen boten. Vielleicht zogen sie eine bestimmte Art nachtaktiver Insekten an? Ihr spezieller Duft war an den Stellen, wo die Bäume dicht

beieinander standen, schon fast betäubend, aber Clarke waren sie lieber als die ordentlichen Reihen von Apfelbäumen, die sie und Bellamy früher am Tag gesehen hatten. Ihr Nacken kribbelte, als sie sich an die Baumstämme erinnerte, die gleichmäßig nebeneinander standen wie Wachposten in Reih und Glied.

Bellamy ging ein paar Meter vor ihr. Er war verstummt, so wie immer auf seinen Jagdexpeditionen. Aber diesmal verfolgte er kein Kaninchen oder Reh. Er suchte nach seiner Schwester.

Fast ein ganzer Tag war vergangen, seit sie die letzten Fußspuren gesehen hatten, und die unausgesprochene Wahrheit verdichtete das Schweigen, bis Clarke spüren konnte, wie sich die Gewissheit auf ihre Brust senkte.

Sie hatten Octavias Spur verloren.

Bellamy blieb oben auf dem Hügel stehen. Clarke trat neben ihn. Sie befanden sich am Rand eines Abhangs. Nur wenige Meter vor ihnen fiel der Boden steil zu einem schimmernden See ab. Der Mond am Himmel war riesig und hell, und direkt unter ihnen zitterte ein zweiter Mond als Reflexion im Wasser.

»Wie schön«, sagte Bellamy, aber in seiner Stimme schwang eine gewisse Schärfe mit.

Clarke legte Bellamy eine Hand auf den Arm. Er zuckte zusammen, zog ihn aber nicht zurück. »Ich wette, Octavia hat das ebenfalls gedacht. Sollen wir nach unten gehen und schauen, ob es da eine Spur gibt ...« Clarke verstummte. Octavia hatte sich nicht spontan zu einem Spaziergang durch den Wald entschlossen. Keiner von ihnen würde es laut aus-

sprechen, aber Octavias plötzliches Verschwinden und die Art ihrer Fußspuren legten nahe, dass sie vorwärtsgezerrt – *entführt* worden war.

Aber von wem? Clarke dachte wieder an die Apfelbäume und schauderte.

Bellamy ging ein paar Schritte weiter. »Hier scheint es weniger steil zu sein«, meinte er und beugte sich vor, um nach ihrer Hand zu greifen. »Komm.«

Sie sprachen nicht miteinander, während sie den Hang hinabstiegen. Als Clarke auf einer matschigen Stelle ausrutschte, fasste Bellamy ihre Hand fester und half ihr, das Gleichgewicht wiederzufinden. Doch als sie den Boden erreichten, ließ er sie wieder los und lief zum Wasser, um das Ufer auf Fußspuren zu untersuchen.

Clarke blieb zurück und starrte auf den See, während sie vor lauter Staunen fast die Erschöpfung vergaß, die sich in ihren Gliedern festgesetzt hatte. Die Oberfläche war so glatt wie Glas, und das Spiegelbild des Mondes sah wie einer der Edelsteine aus, die man manchmal in der Tauschbörse in einem der durchsichtigen Kästen entdeckte.

Als Bellamy sich erschöpft umdrehte, sah er beinahe aus, als hätte er aufgegeben. »Wir sollten uns vielleicht lieber ausruhen«, sagte er. »Es hat keinen Sinn, ohne konkrete Spur durch die Dunkelheit zu stolpern.«

Clarke nickte, ließ ihr Bündel auf den Boden fallen, hob die Arme in die Luft und streckte sich. Sie war müde und verschwitzt, und auf ihrer Haut lag seit Tagen eine Ascheschicht, die sie unbedingt abwaschen wollte.

Sie ging langsam zum See, hockte sich ans Ufer und ließ

die Finger über die Wasseroberfläche gleiten. Anfangs, als sie gerade auf der Erde angekommen waren, hatte sie gewissenhaft das Wasser gereinigt, das sie zum Trinken oder Baden benutzten, für den Fall, dass es radioaktiv verseucht war. Aber ihr gingen die Jodtropfen aus, und nachdem sie zugehört hatte, wie ihre beste Freundin in einem Feuer umgekommen war, während ihr Ex-Freund sie festhielt, war ein wenig Wasser aus einem See wahrscheinlich das Geringste ihrer Probleme.

Clarke atmete tief aus, schloss die Augen und entließ ihre Anspannung mit dem Atem in die Nachtluft.

Sie kam wieder auf die Beine und drehte sich zu Bellamy um. Er stand vollkommen reglos da und schaute mit einer Intensität über den See, die Clarke erzittern ließ. Ihr erster Gedanke war, sich davonzustehlen und ihn einfach in Ruhe zu lassen. Aber dann kam ihr eine andere Idee, und ein schelmisches Lächeln huschte über ihre Züge.

Ohne ein Wort zog sie sich ihre durchgeschwitzte Bluse über den Kopf, schüttelte die Stiefel von ihren Füßen und streifte ihre mit Erde und Asche befleckte Hose herunter. Dann drehte sie sich abrupt um und hätte nur zu gern den Ausdruck auf Bellamys Gesicht gesehen, als er sie dabei beobachtete, wie sie nur mit Unterwäsche bekleidet in den See watete.

Das Wasser war kälter, als sie vermutet hatte, und ihre Haut begann zu kribbeln, obwohl sie sich nicht sicher war, ob die Nachtluft oder die Ahnung von Bellamys Blicken das bewirkte.

Sie ging weiter hinein und schrie auf, als das Wasser ihre Schultern umspielte. Wasser war in der Kolonie viel zu rar,

als dass man sich Bäder hätte erlauben können, und Clarke spürte gerade zum ersten Mal, wie ihr ganzer Körper darin eintauchte. Sie experimentierte damit, die Füße aus dem Schlamm zu heben und sich treiben zu lassen, und fühlte sich seltsam stark und verletztlich zugleich. Für einen Moment vergaß sie, dass ein Feuer ihre beste Freundin das Leben gekostet hatte. Sie vergaß, dass sie und Bellamy Octavias Spur verloren hatten. Sie vergaß, dass ihr improvisiertes Bade-Outfit wahrscheinlich völlig durchsichtig war, sobald sie aus dem Wasser auftauchte.

»Mir scheint, die Strahlung hat dein Gehirn jetzt völlig in Röhrei verwandelt.«

Clarke drehte sich um und sah, dass Bellamy sie mit einer Mischung aus Überraschung und Belustigung betrachtete. Sein vertrautes Grinsen war wieder da.

Sie schloss die Augen, holte tief Luft, tauchte unter und kam eine Sekunde später lachend wieder nach oben, während Wasser über ihr Gesicht strömte. »Es ist toll.«

Bellamy kam näher. »Also wusste dein scharfer wissenschaftlicher Verstand instinktiv, dass das Wasser ungefährlich ist?«

Clarke schüttelte den Kopf. »Nein.« Sie hob eine Hand in die Luft und untersuchte sie demonstrativ. »Mir könnten jetzt gleich Flossen und Kiemen wachsen.«

Bellamy nickte mit gespielter Ernst. »Nun, sollten dir Flossen wachsen, verspreche ich, dir deswegen nicht aus dem Weg zu gehen.«

»Oh, vertrau mir. Ich werde nicht der einzige Mutant sein.«

Bellamy zog eine Augenbraue hoch. »Wie meinst du das?«

Clarke schöpfte mit beiden Händen Wasser und spritzte Bellamy lachend damit nass. »Jetzt kriegst du auch Flossen.«

»Das hättest du lieber nicht tun sollen.« Bellamys Stimme klang tief und bedrohlich, und für einen Moment dachte Clarke, dass sie ihn vielleicht tatsächlich verärgert hatte. Aber dann packte er sein Hemd am Saum und zog es sich mit einer einzigen schnellen Bewegung über den Kopf.

Das Grinsen auf Bellamys Gesicht war im hellen Mondlicht unübersehbar, als er die Hände sinken ließ, um den Knopf an seiner Hose zu öffnen. Er warf sie beiseite, als sei sie nicht das einzige Paar, das er auf diesem Planeten besaß. Seine langen, muskulösen Beine wirkten blass in seinen grauen Shorts. Clarke errötete, sah aber nicht weg.

Bellamy warf sich in den See und überwand die Entfernung zwischen ihnen mit wenigen kräftigen Schwimmstößen. Er hatte damit angegeben, dass er sich bei seinen Ausflügen zum Fluss selbst das Schwimmen beigebracht hatte, und ausnahmsweise hatte er einmal nicht übertrieben.

Er verschwand so lange unter der Wasseroberfläche, dass Clarke anfang, sich Sorgen zu machen. Da fasste er plötzlich nach ihrem Unterarm. Sie kreischte, als er sie herumwirbelte, und erwartete, dass er sie zur Strafe ebenfalls nass spritzen würde. Aber Bellamy sah sie nur für einen Moment an, bevor er eine Hand hob und ihr mit dem Finger über den Hals strich. »Noch keine Kiemen zu sehen«, sagte er leise.

Clarke zitterte, als sie zu ihm hochsah. Seine Haare waren nass, kleine Wassertröpfchen hingen in den Bartstoppeln an seinem Kinn. Seine dunklen Augen strahlten mit einer Intensität, die Welten von seinem gewohnt verspielten Grinsen

entfernt war. Es war schwer zu glauben, dass er derselbe Junge war, den sie im Wald achtlos in die Arme genommen hatte.

Etwas veränderte sich in seinem Blick, und sie schloss die Augen, davon überzeugt, dass er sie gleich küssen würde. Doch dann ertönte ein Knacken aus den Baumreihen. Bellamy riss den Kopf herum. »Was war das?«, fragte er. Ohne Clarkes Antwort abzuwarten, schwamm er zum Ufer und ließ sie allein im Wasser zurück.

Clarke sah zu, wie Bellamy nach seinem Bogen griff und in der Dunkelheit verschwand. Sie seufzte, dann schämte sie sich im Stillen für ihre Dummheit. Wenn es um ihre Familie gegangen wäre, würde sie auch keine Zeit damit verschwenden wollen, im Wasser herumzutollen. Sie legte den Kopf in den Nacken. Wassertropfen rannen über ihr Gesicht, während sie zum Himmel hochsah und an die beiden toten Körper dachte, die inmitten dieser Sterne trieben. Was würden ihre Eltern sagen, wenn sie sie jetzt sehen könnten, hier auf dem Planeten, den sie sich immer als ihr Zuhause gewünscht hatten?

»Können wir das Atlasspiel spielen?«, fragte Clarke und beugte sich über die Schulter ihres Vaters, um auf sein Tablet schauen zu können. Darauf waren komplizierte Gleichungen zu sehen, die Clarke nicht verstand. Aber bald würde sie das; obwohl sie erst acht war, hatte sie kürzlich mit Algebra begonnen. Als Cora und Glass davon hörten, hatten sie die Augen verdreht und verkündet, dass Mathematik sinnlos sei. Clarke hatte versucht zu erklären, dass es ohne Mathe keine Ärzte gäbe und keine Inge-

nieure, was bedeuten würde, dass sie alle an eigentlich heilbaren Krankheiten sterben würden ... falls die Kolonie nicht vorher in Flammen aufging. Aber Cora und Glass hatten nur gelacht und dann den Rest des Tages jedes Mal gekichert, wenn Clarke vorbeiging.

»In einer Minute«, sagte ihr Vater. Er runzelte leicht die Stirn, während er über den Bildschirm strich und die Reihenfolge der Gleichungen neu aufstellte. »Ich muss das hier erst zu Ende bringen.«

Clarke rutschte näher an das Tablet. »Darf ich dir helfen? Wenn du es mir erklärst, wette ich, dass ich es rauskriege.«

Er lachte und wuschelte ihr durchs Haar. »Bestimmt könntest du das. Aber du hilfst mir schon, wenn du einfach hier sitzt. Du erinnerst mich daran, warum unsere Forschungsarbeit so wichtig ist.« Er lächelte, schloss das Programm, an dem er arbeitete, und öffnete den Atlas. Ein holografischer Globus erschien direkt über der Couch.

Clarke wischte mit den Fingern durch die Luft, und der Globus drehte sich. »Was ist das da?«, fragte sie und zeigte auf den Umriss eines großen Landes.

Ihr Vater kniff die Augen zusammen. »Mal sehen ... Das ist Saudi-Arabien.«

Clarke drückte mit dem Finger auf die Stelle. Sie wurde blau, und die Worte *Neu Mekka* erschienen.

»Ach ja, stimmt«, sagte ihr Vater. »Das Land hat seinen Namen vor der Stunde Null etliche Male gewechselt.« Er drehte die Kugel ein wenig und zeigte auf eine kleinere Insel neben einer etwas größeren. »Was ist mit dem da?«

»Irland«, antwortete Clarke selbstgewiss.

»Wirklich? Irrtum ausgeschlossen?«

Clarke verdrehte die Augen. »Daddy, machst du diesen Witz jedes Mal, wenn wir spielen?«

»Jedes. Einzelne. Mal.« Er lächelte und zog Clarke auf seinen Schoß. »Zumindest bis wir wirklich *in* Irland sind. Dann könnte der Witz langweilig werden.«

»David«, sagte Clarkes Mom warnend aus der Küche, wo sie gerade ein Proteinpäckchen aufriss und es mit dem Grünkohl aus dem Gewächshaus mischte. Sie mochte es nicht, wenn Clarkes Vater Scherze darüber machte, auf die Erde zu gehen. Ihren Recherchen zufolge würde es noch mindestens hundert Jahre dauern, bis der Planet wieder bewohnbar war.

»Was ist mit den Menschen?«, fragte Clarke.

Ihr Vater neigte den Kopf. »Wie meinst du das?«

»Ich will sehen, wo all die Menschen gelebt haben. Warum gibt es dazu nichts auf der Karte?«

Ihr Vater lächelte. »Ich fürchte, wir haben nichts so Detailliertes. Aber überall haben Menschen gelebt.« Er zeichnete mit dem Finger eine der unregelmäßigen Linien nach. »Sie haben am Meer gelebt ... Sie haben in den Bergen gelebt ... in der Wüste ... entlang der Flüsse.«

»Wie kommt es, dass sie nichts unternommen haben, als sie wussten, dass die Stunde Null kommt?«

Ihre Mutter kam zu ihnen und setzte sich auf die Couch. »Es ist alles sehr schnell gegangen«, sagte sie. »Und es gab nicht viele Orte auf der Erde, wo Menschen sich vor der starken Strahlung verstecken konnten. Ich glaube, die Chinesen waren gerade dabei, hier ein Schutzgebäude zu errichten.« Sie zoomte die Karte heran und zeigte auf eine Stelle am rechten Rand. »Und es

war die Rede von irgendetwas in der Nähe der Saatgutbank hier.«
Sie fuhr mit dem Finger an den oberen Rand der Karte.

»Was ist mit dem Mount Weather?«, fragte ihr Vater.

Clarke's Mutter spielte am Globus herum. »Das war in dem Gebiet, das Virginia hieß, oder?«

»Was ist der Mount Weather?«, wollte Clarke wissen und beugte sich vor, um besser sehen zu können.

»Viele Jahre vor der Stunde Null hat die Regierung der Vereinigten Staaten für den Fall eines Atomkrieges einen großen, unterirdischen Bunker gebaut. Es schien zwar unwahrscheinlich, aber sie mussten irgendetwas tun, um den Präsidenten zu schützen – er war so etwas wie ihr Kanzler«, erklärte sie. »Aber als die Bomben schließlich fielen, hat es niemand rechtzeitig dorthin geschafft, nicht einmal der Präsident. Es kam alles zu plötzlich.«

Eine beunruhigende Frage stieg aus dem Gedankenwirrwarr in Clarke's Kopf auf. »Wie viele Menschen sind damals gestorben? Tausende?«

Ihr Vater seufzte. »Eher Milliarden.«

»Milliarden?« Clarke stand auf und tappte zu dem kleinen, runden Fenster, hinter dem die Sterne funkelten. »Glaubst du, sie sind jetzt alle hier oben?«

Ihre Mutter kam zu ihr und legte Clarke eine Hand auf die Schulter. »Wie meinst du das?«

»Sollte der Himmel nicht irgendwo im Weltraum sein?«

Clarke's Mutter drückte ihre Schulter. »Ich glaube, der Himmel ist da, wo immer wir ihn uns vorstellen. Ich habe immer gedacht, meiner wäre auf der Erde. Irgendwo in einem Wald zwischen den Bäumen.«

Clarke legte ihre Hand in die ihrer Mutter. »Dann ist dort auch mein Himmel.«

»Und ich weiß, welches Lied an der Himmelstür gespielt wird«, bemerkte ihr Vater mit einem Lachen.

Ihre Mutter wirbelte herum. »David, wage es nicht, schon wieder diesen Song zu spielen.« Aber es war schon zu spät. Musik schallte bereits aus den Lautsprechern in den Wänden. Clarke grinste, als sie das Vorspiel zu »Heaven Is a Place on Earth« hörte.

»Ist das dein Ernst, David?«, fragte ihre Mutter und zog eine Augenbraue hoch.

Ihr Vater lachte nur und griff nach ihren Händen. Zu dritt wirbelten sie durchs Wohnzimmer und sangen lauthals den Lieblingssong ihres Vaters.

»Clarke!« Bellamy kam atemlos unter den Bäumen hervor. Es war zu dunkel, um seinen Gesichtsausdruck erkennen zu können, aber sie hörte die Dringlichkeit in seiner Stimme. »Komm her, und schau dir das an!«

Clarke stolperte unbeholfen durchs Wasser. Sie erreichte das schlammige Ufer und vergaß, dass sie kaum bekleidet war. Sie rannte los, ohne die Steine unter ihren nackten Füßen und die kalte Nachtluft zu beachten.

Er hockte auf dem Boden und starrte etwas an, das Clarke nicht erkennen konnte.

»Bellamy!«, rief sie. »Ist alles okay? Was war das für ein Geräusch?«

»Nichts. Ein Vogel oder so. Aber schau dir das hier an. Es ist ein Fußabdruck.« Er deutete auf den Boden und lächelte

hoffnungsvoll. »Ich bin mir sicher, dass er von Octavia stammt. Wir haben ihre Spur wiedergefunden.«

Erleichterung durchströmte Clarke, als sie sich hinkniete, um besser sehen zu können. An einer matschigen Stelle einige Meter entfernt schien ein weiterer Abdruck zu sein. Beide sahen ziemlich frisch aus, als sei Octavia nur Stunden zuvor hier vorbeigekommen. Aber bevor sie antworten konnte, stand Bellamy auf, zog Clarke an sich und küsste sie.

Er war noch ganz nass, und als er ihr die Arme um die Taille legte, klebte ihre feuchte Haut an seiner. Für einen Moment versank die Welt um sie herum. Alles was existierte war Bellamy – die Wärme seines Atems, der Geschmack seiner Lippen. Er legte ihr eine Hand auf den Rücken, und Clarke wurde sich plötzlich zitternd und mit allen Sinnen bewusst, dass sie und Bellamy tropfnass nur in Unterwäsche dastanden.

Ein kalter Wind fuhr durch das dichte Blätterdach und tanzte über Clarkes Nacken. Sie zitterte wieder, und Bellamy nahm langsam seine Lippen von ihren. »Du musst furchtbar frieren«, sagte er und rieb mit beiden Händen über ihren Rücken.

Sie legte den Kopf schräg. »Du hast noch weniger an als ich.«

Bellamy streichelte mit dem Finger über ihren Arm, dann zupfte er spielerisch an ihrem feuchten BH-Träger. »Das können wir ändern, wenn es dich stört.«

Clarke lächelte. »Wahrscheinlich wäre es eine bessere Idee, noch *mehr* anzuziehen, bevor wir in den Wald gehen, um diesen Fußspuren zu folgen.« Obwohl sie nicht glaubte, dass sie über Nacht verschwinden würden, wusste sie, dass Bellamy jetzt, da er die Spur gefunden hatte, nicht mehr länger warten wollte.

Er sah Clarke an. »Danke«, murmelte er, beugte sich vor und küsste sie noch einmal, bevor er ihre Hand nahm und mit ihr ans Ufer ging.

Sie zogen sich schnell an, schnappten ihre Bündel und machten sich wieder auf den Weg durch den von Schatten erfüllten Wald. Es war ziemlich leicht, der Spur zu folgen, aber Bellamy entdeckte den nächsten Fußabdruck immer schon lange, bevor Clarke irgendetwas sah. Waren seine Augen von der Jagd so scharf geworden? Oder war es eine Nebenwirkung seiner Verzweiflung? »Vergiss die Kiemen. Ich glaube, du hast die Fähigkeit entwickelt, im Dunkeln zu sehen«, rief sie, als er zu einem weiteren Fußabdruck rannte, der ihr nicht aufgefallen war. Sie hatte es natürlich als Scherz gemeint, aber dann runzelte sie die Stirn. Die Strahlung auf der Erde war offensichtlich nicht so hoch, wie sie befürchtet hatte, aber das bedeutete nicht, dass sie schon in Sicherheit waren. Leichte Verstrahlung konnte Wochen brauchen, bis sie sich zeigte, selbst wenn ihre Zellen bereits begonnen hatten zu zerfallen. Das war vielleicht auch der Grund, warum keine weiteren Transporter angekommen waren. Vielleicht wartete der Rat gar nicht darauf, herauszufinden, ob die Erde sicher war – weil die biometrischen Daten der Hundert bereits bewiesen hatten, dass sie es nicht war?

Mit heftig klopfendem Herzen schaute Clarke auf das Display an ihrem Handgelenk und zählte die Tage, die sie bereits auf der Erde verbracht hatten. Sie sah nach oben zum Mond, der zu drei Vierteln voll war. In jener ersten schrecklichen Nacht nach ihrem Absturz war er eine fahle Sichel gewesen. Ihr Magen sackte in ihre Kniekehlen, als sie sich an einen

Schlüsselmoment bei den Forschungen ihrer Eltern erinnerte. Der Tag, an dem die meisten Patienten richtig krank wurden. Tag einundzwanzig.

»Ich bin es gewohnt, im Dunkeln zu suchen«, sagte Bellamy, der nichts von ihrer Angst mitbekam. »In der Kolonie bin ich immer in die verlassenen Lagerbereiche geschlichen. In den meisten gab es keinen Strom mehr.«

Clarke zuckte zusammen, als ein Ast ihr das Bein aufkratzte. »Wonach hast du denn gesucht?«, fragte sie und schob ihre Sorge bewusst beiseite. Sollte tatsächlich jemand Anzeichen von Verstrahlung aufweisen, hatten sie ein paar Medikamente, die vielleicht helfen würden, wenn auch nur eine winzige Menge davon.

»Alte Maschinenteile, Textilien, ein auf der Erde gefertigtes Relikt – alles, womit sich auf der Tauschbörse handeln ließ.« Sein Ton war beiläufig, aber sie hörte eine Spur Anspannung aus seiner Stimme heraus. »Octavia bekam im Waisenzentrum nicht immer genug zu essen, deshalb musste ich einen Weg suchen, um zusätzliche Rationspunkte zu bekommen.«

Das Geständnis riss Clarke aus ihren Gedanken. Ihr Herz schmerzte bei der Vorstellung einer jüngeren, schmaleren Version des Jungen vor ihr, allein in einem dunklen, riesigen Lagerraum. »Bellamy«, sagte sie und suchte nach den richtigen Worten. Dann brach sie ab, als sie im Halbdunkel unter den Bäumen etwas glitzern sah. Sie wusste, dass sie eigentlich weitergehen sollte; sie konnten es sich nicht leisten, noch mehr Zeit zu verlieren. Doch irgendetwas an der Art, wie das Ding schimmerte, ließ Clarke zögern.

»Bellamy, komm her und sieh dir das an«, sagte sie, drehte sich um und ging darauf zu.

Etwas lag auf dem Boden zwischen den Wurzeln eines großen Baums. Clarke beugte sich vor, um es genauer zu betrachten, und stellte fest, dass es sich um Metall handelte. Sie atmete scharf ein, streckte die Hand aus und fuhr mit dem Finger über die langen, verbogenen Teile. Was konnte es gewesen sein? Und wie war es hier gelandet, mitten im Wald?

»Clarke?«, rief Bellamy. »Wo bist du?«

»Ich bin hier drüben«, rief sie zurück. »Das musst du dir ansehen.«

Bellamy tauchte lautlos neben ihr auf. »Was ist los?« Er atmete schwer, und in seiner Stimme lag eine gewisse Schärfe. »Du kannst nicht einfach so verschwinden. Wir müssen zusammenbleiben.«

»Sieh mal.« Clarke hob ein Metallstück auf und hielt es ins Mondlicht. »Wie kann das hier die Stunde Null überlebt haben?«

Bellamy trat von einem Fuß auf den anderen. »Keine Ahnung«, antwortete er. »Können wir jetzt weitergehen? Ich will die Spur nicht verlieren.«

Clarke wollte das seltsame Artefakt gerade wieder auf den Boden legen, als ihr zwei bekannte Buchstaben ins Auge fielen, die in das Metall eingeritzt waren. TG. Trillion Galactic. »Oh mein Gott«, murmelte sie. »Es kommt aus der Kolonie.«

»Was?« Bellamy ging neben ihr in die Hocke. »Es muss ein Teil des Transporters sein, meinst du nicht?«

Clarke schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Wir sind mindestens sechs Kilometer vom Lager entfernt. Auf

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kass Morgan

Die 100 - Tag 21

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-26950-7

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: Oktober 2015

Seit Jahrhunderten hat kein Mensch mehr einen Fuß auf die Erde gesetzt – bis jetzt

100 jugendliche Straftäter wurden aus dem Weltraum entsandt, um die Erde nach einer Nuklearkatastrophe erneut zu besiedeln. Eine völlig entvölkerte Erde – das dachten sie. Falsch gedacht.

Komplett überraschend wird das Camp der Jugendlichen von Erdgeborenen überfallen - ein Kampf auf Leben und Tod beginnt. Wells versucht, die Überlebenden in Sicherheit zu bringen, muss aber gegen Anfeindungen aus der eigenen Gruppe kämpfen. Bellamy ist währenddessen auf der verzweifelten Suche nach seiner Schwester Octavia, die spurlos verschwunden ist. Die mutige Clarke, die in ihren Gefühlen zwischen ihm und Wells schwankt, hilft ihm dabei - und stößt auf ein grässliches Geheimnis. Gleichzeitig droht auf den Raumschiffen der Sauerstoff auszugehen. Das Überleben der Menschen hängt am seidenen Faden.

 [Der Titel im Katalog](#)